



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Buchhändlerversammlung. — Polyglotten-Literatur Oesterreichs. — Deutschtum in Italien. — Türkisch-deutsches Idiom. — Aristokratischer Krieg gegen ein Festessen. — Erfolge der Industrieausstellung. — Amnestie. — Männergesangsverein. — Wirkung des Beethovenfestes. — Hofoperntheaterpächter. — Theater. — Collegialische Denunciation. — Adolph Broda.

Im August versammeln sich hier die österreichischen Buchhändler, um sich über die geeigneten Maßregeln zu berathen, die zu ergreifen wären, um den literarischen Verkehr des Kaiserstaates zu heben und dessen Verhältnisse zu regeln. Lange konnte man nicht die Genehmigung der Hoffstudiencommission erhalten, zu deren Ressort diese Sache gehört, denn wahrscheinlich besorgte man eine Petition, die sich in Erstrebung zeitgemäßerer Presszustände dem Collectivgesuch der österreichischen Schriftsteller anschloße und den Ruf nach Lösung der schweren Geistesfesseln nur noch verstärken wolle. Allein da scheint man sich gewaltig geirrt zu haben, denn die Mehrzahl unserer Buchhändler ist weit entfernt, solch' radicale Mittel in Vorschlag zu bringen; es sind ehrliche Krämerseelen, die ihre Sortimentsgeschäfte, weniger schikanirt als jetzt, fortbetreiben wollen und verdammt wenig darauf halten, ob in Oesterreich selbst ein Verlag entstehen soll, der sich nicht seiner Existenz zu schämen braucht, wenn sie nur ihre Zinsen einstreichen können und das Ausland gangbare Artikel aus der Presse liefert. Vermuthlich ist der Buchhändlerversammlung ein Discussionsreglement bestimmt worden, nach dem sie sich richten muß und welches jede mißliebige Abweichung verhüten wird. Indes breitet sich der erwähnten Versammlung auch ohne Erörterung von Prinzipienfragen noch ein weites Feld der Thätigkeit entgegen, indem die verschiedenartigsten Elemente der Polyglotten-Literatur Oesterreichs hier ihre Vertreter finden und die Leichtigkeit des Bezugs durch derlei persönliche Rücksprache in Zukunft ohne Zweifel ansehnlich gewinnen muß. Seit die Volkssprachen in dem bunten Kaiserstaate sich literarisch zu regen anfangen, hat der Buchhandel innerhalb der Landesgrenzen nicht wenig an Wichtigkeit und Ausdehnung gewonnen; selbst in Italien, das doch von jeher der deutschen Literatur so gut als verschlossen war, zei-

gen sich jetzt die Nachwirkungen der österreichischen Völkermischung nicht blos in zahlreichen Aufführungen und Ankündigungen, die man zu Mailand und in anderen Städten der Lombardei in deutscher Sprache liest, sondern auch in der Möglichkeit deutscher Bühnen in Venedig, Verona u. s. w., welche, von Triest kommend, sich auf einige Wochen zu halten und den öffentlichen Beifall zu erringen wissen. Italiens erster Schauspieler, Modena, war vor einiger Zeit mit seiner Frau hier, um an den Kunstkräften des Hofburgtheaters sein Urtheil zu schärfen, und Löwe besuchte hinwieder Venedig, wo er ausnehmend gefiel. Auch sind deutsche Werke jetzt keine Seltenheit mehr, die in Italien an's Licht treten, und namentlich ist es Mailand, das sich am meisten dem nordischen Geiste anschließt, der über die Alpen hereinflutet. Leider hat die deutsche Zeitschrift „Echo,“ die in Mailand lange Jahre erschien, aufgehört, doch scheint die Ursache ihres Erlöschens weniger in dem Mangel an Theilnahme gelegen zu haben, als in anderen Umständen und in dem Geist der Leitung selbst. Eine Kuriosität eigenthümlicher Art kann ich nicht verschweigen, welche den Fremden in den letzten Tagen zu Mailand amüsirte, wenn er durch die Straßen der Stadt schritt, und da bei den Maueranschlägen gutgekleidete Leute stehen sah, die sich über ein großes Räthsel der Gassenliteratur den Kopf zu zerbrechen schienen. Der Gegenstand ihrer philologischen Grübeleien war eine literarische Anzeige, worin eine böhmische Beschreibung der merkwürdigsten Kirchen Mailands empfohlen ward, welche wohl hauptsächlich die Soldaten der Garnison im Auge haben mochte. Ein Vorübergehender wurde auch von einem jener darum versammelten Mezzofanti's befragt, in welcher Sprache dieser Zettel geschrieben sei, und gab den Bescheid: „Im türkisch-deutschen Idiom“ (Nell'idiom turco-tedesco), womit sich dann auch die Zweifler vollkommen zufrieden gaben. Die Italiener hegen überhaupt noch die abenteuerlichsten Begriffe von dem Umfang und der Zusammensetzung der deutschen Nation. So rechnen sie Ungarn, Polen u. s. w. ohne Weiteres zu Deutschland und alle österreichischen Soldaten werden von ihnen für Deutsche gehalten, mögen es auch Magyaren oder Croaten sein, nur die Jäger nennen sie ausnahmsweise Tiroler, obschon die wenigsten dieser Waffengattung Tyroler sind.

Möge also die erste österreichische Buchhändlerversammlung noch so ängstlich auftreten, immerhin sei sie uns als ein segenreiches Wahrzeichen eines erwachenden Lebens im Vaterlande willkommen, das gerade der Bewegung bedarf und vorerst wenig darnach fragen darf, ob auch Alles so geartet sei, wie es wohl wünschenswerth erscheinen mag. Der Buchhändler Millikowski in Lemberg hat sich als der erste Anreger dieser Angelegenheit ein schönes und bleibendes Verdienst um die geistigen Interessen Oesterreichs erworben, wenn auch die Frucht seiner That erst in der Folge reifen kann.

Das verkündigte Festessen, das der Kaiser am Schlusse der Industrieausstellung den mitwirkenden Fabrikanten in den Drangerien von Schönbrunn geben wollte, ist in den Brunnen gefallen. Es müssen sich da aristokratische Tendenzen geltend gemacht haben, welche es unschicklich fanden, in den Hallen der Majestät ein Gewerbefest zu veranstalten, obschon es in Berlin ebenfalls stattgefunden und deshalb hier um so mehr vermist wurde. Ueberhaupt äußert sich die Stimmung der Aussteller im Allgemeinen nicht sehr günstig, was bei den vielfachen, sich durchkreuzenden Interessen so vieler Personen wohl kaum zu vermeiden sein dürfte, indem die meisten Industriellen, sowohl jene, welche gänzlich übergangen oder auch mit ehrenvollen Erwähnungen und bronzenen Medaillen ausgezeichnet wurden, sehr unzufrieden sind mit der ihnen gewordenen Beachtung. Dazu kommt noch die allerdings auffallende Vernachlässigung kostbarer Kunststücke, wie sie jede Ausstellung zu bringen pflegt, und die nicht auf das Bedürfnis des Publikums, sondern auf den Luxus der Krösusse berechnet, dem Erzeuger bedeutenden Schaden verursachen, sobald sie nicht zur Belohnung angekauft werden, um dem Fabrikanten das Capital zurückzuerstatten, das er darauf zum Glanz und zur Verherrlichung der Ausstellung verwendet hat. Auch leiden die meisten Gegenstände, wenn sie acht Wochen hindurch einer afrikanischen Hitze und dem fressenden Staube ausgesetzt sind, und manche darunter, deren Werth eben in der Frische des Colorits und in der blendenden Ursprünglichkeit ihrer Außenseite bestehen, gehen dadurch ohne alle Entschädigung verloren. Um auch eine statistische Notiz über den Erfolg der industriellen Exposition zu geben, füge ich auch hinzu, daß 109 Medaillen von Gold (das Stück im Werthe von 75 Fl.), 188 Medaillen in Silber (das Stück 10 Fl. im Werth) und 270 Medaillen von Bronze vertheilt wurden, woran sich noch 263 ehrenvolle Erwähnungen schließen, die in einem Anerkennungsdecrete der k. k. allgemeinen Hofkammer bestehen.

Aus den politischen Zeitungen ist es Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß der Kaiser eine Amnestie erlassen hat, die allen Rekrutirungsflüchtlingen, welche sich bis zum Ablauf dieses Jahres in ihren Werbebezirken freiwillig melden, zu Statten kommen soll. Außerdem, daß ihnen vollständige Straflosigkeit zugesichert wird, sollen sie, im Falle sie kriegstüchtig befunden werden und das Normalalter nicht überschritten haben, so zu behandeln sein, als ob sie erst nach Erlaß des neuen Conscriptiionsgesetzes militärpflichtig geworden wären, folglich nur acht Jahre dienen. Diese Amnestie wird ohne Zweifel wenigstens auf diejenigen, welche in der Heimat etwas zu verlieren haben, sehr wirksam sein, denn das Schreckgespenst einer Capitulation, welche die schönsten Mannesjahre verschlingt, ist fortan abgethan und dem Jüngling die Aussicht eröffnet, selbst schon nach zwei Jahren Fahndienst aus den Heeresreihen auf unbestimmten Urlaub entlassen zu werden. Der er-

wählte Gnadenact des Kaisers ist als eine milde Vervollständigung des neuen Militärdienstgesetzes zu betrachten, welches schon lange in Aussicht gestanden und bei den meisten übrigen Mächten bereits in's Leben getreten war. Eine scharfe Abscheidung in der rechtlichen Geltung desselben mußte sehr schmerzlich empfunden werden, da die Verzögerungen seiner Publication von Unschuldigen abgehüßt werden sollte und deshalb war es eben so gerecht als weise, dem Gesetz in diesem Falle eine rückwirkende Kraft zu verleihen, um die Schrockheiten zu vermeiden und nicht eine Wohlthat zu schaffen, die von Tausenden als für sie verspätet erkannt und beklagt worden wäre. Für die Amnestirung der Flüchtigen sprach auch noch die arithmetische Berechnung, welche zur Herbeiziehung der früheren Mannschaftsausfälle rathen mußte, um die nächste Rekrutenforderung bei der verkürzten Dienstzeit nicht allzu bedeutend ausfallen zu lassen und dadurch das heranwachsende Geschlecht unverhältnißmäßig zu belasten.

Der so lange Zeit mit schelen Augen beobachtete Männergesangsverein fängt nun nachgerade an, hoffähig zu werden, wodurch denn seine Existenz als gesichert zu betrachten wäre. Allein der harmlose Verein erhält durch diese neueste Richtung seiner Wirksamkeit einen wesentlich verschiedenen Charakter und die zwanglose Heiterkeit seiner Versammlungen verliert sich in geheimen ehrgeizigen Bestrebungen, so wie das volksthümliche Element desselben durch die eigennützigen und wohlbienereischen Absichten der Vorsteher, die sich der Vereinsmitglieder bloß als Werkzeug zur Erreichung persönlicher Zwecke bedienen wollen, nothwendig zu Grunde gehen muß. Der Verein hat die Hoffeste, welche zu Ehren der erlauchten Gäste aus England, Italien und Deutschland veranstaltet wurden, verherrlicht und auch bei dem Gartensoupé mitgewirkt, welches der Staatskanzler den fürstlichen Personen in seiner Villa am Rennweg gab. Weit entfernt in dieser Rolle etwas Tadelnswerthes zu erblicken, freut es uns sogar, ein junges, vielfach angefeindetes Institut endlich durchbringen und in diese Kreise gezogen zu sehen; um jedoch diese Freude rein zu genießen, möchte es wohl erforderlich sein, daß diese Rolle keine auf alle mögliche Weise erbetene und herausgekünstelte sei, sondern lediglich die Frucht der Anerkennung, welche jedem tüchtigen Streben zu Theil werden soll. Auch dürfte es der hiesigen Liedertafel weit förderlicher sein, statt die Abende im schwarzen Frack hinzubringen, endlich einmal in den Zeitungen öffentlich zum Beitritt einladen zu können, denn ohne Deffentlichkeit, ohne vollständige Deffentlichkeit, ist kein öffentliches Institut in einer mündigen Existenz denkbar, mit der bloßen Toleranz ist da gar nichts gethan. Ueberhaupt hat die Liedertafel noch viel zu thun, will sie sich in einer würdigen Gestalt dem Publikum vorführen. Das bewiesen noch alle ihre öffentlichen Proben, welche wohl die gedankenlose Menge eine Stunde amüsiren mochte, aber ohne geistige Erhe-

bung, ohne harmonischen Nachhall, ohne moralische Wirkung blieben. Oder muß es nicht auf jeden Gebildeten einen niederschlagenden Eindruck hervorbringen, wenn er entweder veraltete Lieder aus dem Befreiungskriege, die den legalen Franzosenhaß athmen, oder nichts sagende Produkte der Gegenwart absingen hört, indeß die echt deutschen und patriotischen Vaterlandsgefänge eines Arndt u. s. w. nirgends erklingen wollen und selbst das loyale: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ bei so und so viel Gulden Strafe verboten ist? Nein, so lange dergleichen im ganzen deutschen Vaterlande unverfänglich befundene Gefänge hier verpönt sind, so lange wird kein frisches und feuriges Liederleben erwachen und öffentliche Gefangensfeste blos eine krüppelhafte, engbrüstige und melancholische Wirkung haben, sollten auch die Mitglieder selbst lauter Staudigl's und Lichatschek's sein!

Das Beethovenfest in Bonn electricisirt auch die hiesige Tonwelt, doch durchaus nicht in dem Maße, als man es von der ersten (?) Musikstadt Deutschlands erwarten sollte. Die Ursache liegt ganz nahe und die obigen Andeutungen über die Verhältnisse der Liedertafel können zugleich als Commentar dieser auffallenden Apathie gelten. Doch sind einige Kunstnotabilitäten nach dem Rhein gereist, um die Wiege von Beethoven's Ruhm doch nicht ganz unvertreten zu lassen. Wahrhaft schamlos aber ist das bettelhafte Benehmen des Pächters unser's Hofoperntheaters, der seit einer Reihe von Jahren, nebst Herrn Merelly, den jährlichen Gewinn von 36,000 bis 40,000 Fl. C.-M., welchen diese Kunstanstalt abwirft, einstreicht und es gleichwohl nicht der Mühe werth hält, die geringste Spende für die deutschen Componisten errichteten Denksteine beizusteuern. Ein hiesiges Blatt sagt in Betreff dieses beispiellosen Geizes Folgendes: „Wenn wir nicht irren, ist Karl Maria v. Weber ein Deutscher und seine Opern sind deutsche; wenn wir nicht irren, liegt Wien in Deutschland und hat unser Operntheater die Aufgabe, hier die deutsche Oper zu vertreten; wenn wir nicht irren, wird Weber eben jetzt ein Denkmal errichtet, und wenn wir nochmals nicht irren, hat unsere deutsche Oper in unserem deutschen Wien für das deutsche Monument des deutschen Meisters noch gar nicht das Geringste gethan. Wir fragen: Warum? Berlin, Dresden, München, ja selbst Nürnberg hat bereits durch seine Bühnen ein Scherlein beigetragen und Wien nicht, Wien steht gegen Nürnberg zurück — wir fragen wieder: Warum? Hat man vielleicht mit Weber schlechte Geschäfte gemacht? Hat man ihm vielleicht für seine Opern zu viel Honorar gezahlt und sind sie dann durchgefallen, wie die von Donizetti? Wenn der Schein nicht trügt, so ist man beinahe versucht, das Gegentheil zu glauben und dennoch vergißt man, daß der einzige Tribut, den man an den Meister noch als Dank zahlen kann, jetzt zu zahlen ist, dennoch läßt man sich nicht einfallen, daß jetzt dem Meister ein Denkmal errichtet werden soll und wegen Mangel an

Beiträgen noch nicht errichtet werden kann? Wir hoffen nicht in den Wind gesprochen zu haben, und wenn die Vorstellung zum Besten des Weberdenkmals nur so viel einträgt, als der Freischuß den letzten Sonntag der Direction, so ist es schon genug."

So weit der Feuilletonist des Wiener Journals unter Genehmigung der österreichischen Censur. Auch für das Monument Beethoven's hat Herr Balochino nichts gethan, wie das Comité gern bezeugen wird, es müßte denn ein anonymes Beitrag aus der Privatcassette dieses liberalen Mannes dahin abgegangen sein, um den Ruhm ganz allein zu haben. Doch Herr Balochino ist ein Sophist und ob schon er in der Regel nichts weiß, so weiß er doch recht gut, daß Bonn im Königreiche Preußen und Dresden im Königreiche Sachsen liegt und macht diesen Umstand zu seiner Entschuldigung geltend. Ein österreichischer Patriot, und ein solcher will er sein, sagt Herr Balochino, muß Bedenken tragen, fremde Städte mit Kunstwerken zu schmücken; man muß sein Geld und seinen Enthusiasmus für einheimische Genies aufsparen. Es wird gut sein, den bescheidenen Lenker des wurmfichtigen Thespiskarrens daran zu erinnern, daß, wenn schon einmal auf dem deutschen Parnas wie in der deutschen Geographie 38 Grenzlinien gelten sollen, Salzburg innerhalb der österreichischen Landesgrenzen liege und in Salzburg auf dem Domplatz ein Monument siehe, das dem österreichischen Kammermusikus Mozart errichtet ward und zu dem Herr Balochino gleichfalls nichts gesteuert hat. Zu dem Denksteine eines österreichischen Kammermusikers sollte ein österreichischer Patriot doch etwas beisteuern!

Wir haben jetzt nur drei Theater, die aber darum auch gewöhnlich trotz der Sommerhitze sehr gut besucht sind. Das Leopoldstädtertheater, welches Director Karl dem Publikum öffentlich von Grund aus umzubauen versprach, ist jetzt geschlossen worden, doch keineswegs um den versprochenen Neubau zu bewerkstelligen, sondern nur um an dem hinfälligen Gebäude einige nothwendige Reparaturen vorzunehmen und die dicke Schmutzhaut, welche auf dem Saale liegt, zu entfernen. Das Theater an der Wien, an dessen Renovirung rüftig gearbeitet wird und auf welches von Director Pokorny die Summe von 40,000 Gulden verwendet wurde, ist gleichfalls gesperrt und soll erst am 1. September eröffnet werden. Man erzählt Wunderdinge von diesem schöngebauten, aber arg vernachlässigten Schauspielhause und jedenfalls besitzt die Hauptstadt in ihm sein schönstes Theater. Eine Glasgalerie wird um den ganzen Zuschauerraum laufen und die Versenkungen sind um ein ganzes Stockwerk vertieft worden. Die neue Decorirung ist eben so blendend als elegant, nämlich blau mit Silber. Staudigl ist wirklich mit 1000 Gulden Monatsgage auf ein halbes Jahr engagirt und verpflichtet sich dagegen, monatlich zehnmal zu singen. Viele wollen in diesem Contract ein Verderben der Direction erblicken,

doch gewiß mit Unrecht, denn diese bezahlte im letzten Monat der Hoffchauspielerin Wildauer, welche Gesangsdilettantin ist und funfzehn Gastrollen im Josephstädtertheater gab, jeden Abend 150 Gulden, nebst Garantie von zwei Benefizien zu 800 Gulden im Gesamtbetrage und machte gleichwohl die besten Geschäfte.

An Staudigl's Stelle beim Hofoperntheater ist Herr Formes aus Mannheim, der noch vor ein Paar Jahren ein obscurer Schulmeister in Rheinpreußen war, mit 6000 Gulden Säge gekommen. Er ist ein junger, schöner Mann und besißt eine Bassstimme, welche an Umfang die seines Vorgängers übertreffen, dafür aber nicht so metallreich sein soll.

Als einen charakteristischen Beitrag zur Bezeichnung der Ränke, welche zwischen den verschiedenen Bühnenanstalten hier gesponnen werden, will ich eines Vorfalles erwähnen, der ganz den kleinlichen, polizeilichen Geist des giftigsten Neides offenbart. Da Pokorny wegen baldiger Eröffnung des Theaters an der Wien die Arbeiten beschleunigt wissen wollte, so ließ der Baumeister Straberger, der das Ganze leitet, auch an Sonntagen handthieren. Kaum hatte sein aus diesem Haufe verdrängter Rivale, Herr Karl, diesen Umstand erfahren, als er ihn sogleich zu einer polizeilichen Denunciation benutzte, die indeß ohne Folgen blieb, weil der vorgeladene Architect sich durch die mit drohender Gefahr des Einsturzes verbundene Nothwendigkeit ununterbrochener Arbeit sich genügend zu rechtfertigen wußte.

Die von den „Grenzboten“ mitgetheilte biographische Skizze über den früh verschiedenen Adolph Broda hat hier große Sensation erregt, denn die darin gezeichnete Seelenstimmung wird von zu Vielen mitempfunden, um nicht ein schmerzlich zuckendes Verständniß zu finden. Die Richtungslosigkeit, die geistige Vereinsamung sind es, woran jährlich eine erschreckliche Summe der blühendsten Talente in Oesterreich untergehen, denn diese machen sie entweder zu finstern Menschenhassern oder fessellosen Wüstlingen, wie es eben die Natur ihres Blutes bedingt. Diese Tausende liegen auf dem Gewissen derer, welche ihrem eindringenden Streben keinen Raum gönnen wollen.

II.

Aus Breslau.

Ministerwechsel. — Volksstimmung. — *Se non è vero, è ben trovato.* — Land- und Forstwirthe. — Volksfest ohne Volk. — Protestation. — Denunciantenamt des „Rheinischen Beobachters.“ — Abschaffung des Duells. — Stadtverordnetenerfindung. — Religion und Politik. — Schlüssel. — Theater.

In unseren Ministerien ist jetzt Umzugszeit; Herr von Wedell ist kaum hier angekommen, so kündigt er uns schon wieder den Dienst, um den Grafen von Arnim zu ersetzen. Wir setzen sehr gleichgültig drein, denn wir wissen ja bis jetzt nicht, was wir an ihm gehabt hät-

ten. Und gesetzt, er wäre ein Mann, der Respect vor dem Geiste hat, so kommt uns dieser Geist auch von dem Minister Wedell zu gut. Die officiële Nachricht von dem Zurücktritte Arnim's, der, man mag die Sache drehen, wie man will, doch wohl eine Concession an die öffentliche Meinung ist, wurde hier mit Freuden aufgenommen, ja sogar durch Festmahle gefeiert. Die Stimmung war gerade die entgegengesetzte von der, mit welcher wir Herrn von Merckel scheiden sahen. Die Ueberzeugung gewinnt immer mehr Gründe, daß dieser Veteran nicht ganz aus eigener Bewegung geschieden ist. Man erzählt sich hier, daß eine Autorität zu einer anderen gesagt haben soll: „Wenn Sie so fortfahren, können Sie noch Stadtverordneter werden.“ Herr von Merckel habe dieses Witzwort auf sich bezogen und deshalb den Repräsentanten der Breslauer Commune angezeigt, daß er unter keinen Bedingungen die Wahl zum Stadtverordneten annehme. Wenn's nicht wahr ist, so ist's doch gut erfunden.

Im September werden die deutschen Land- und Forstwirthe bekanntlich in Breslau ihre Sitzungen halten. Die Vertreter der Bürgerschaft gehen mit dem Plane um, den Gästen ein großartiges Fest zu geben; es soll ein Volksfest werden. Was sie sich hierunter eigentlich denken, weiß man nicht so recht. Wahrscheinlich ein großes Festessen in einem großen Etablissement, bei dem die Champagner-Korke knallen, während das „Volk“ gaffend von weitem steht und die Pracht bewundert. Und das soll viertausend Thaler kosten! Unfere Stadtverordneten meinen es sonst gut, aber diese Idee taugt doch nicht viel. Man will vor den fremden Gästen prahlen und ihnen ein Schauspiel geben, ich fürchte das wird ohne einige Proben nicht angehen und auch dann noch recht hölzern ausfallen. Das Ensemble fehlt, der einige und eine Geist, Volksfreundlichkeit der reichen Bourgeoisie und Vertrauen derer, die man eigentlich Volk nennt.

Gegenwärtig nimmt in ganz Schlessien die Bewegung innerhalb des Protestantismus die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch. Einige hundert Breslauer traten mit einer offenen Protestation gegen den unprotestantischen Protestantismus auf, und nun haben sich schon alle bedeutenden Städte Schlessiens dabei bertheiligt, so daß an sieben Tausend sich gegen die durch äußere Stützen starke Partei der Pietisten erklärt haben. In Berlin soll man ein wachsames Auge auf diese Demonstration gerichtet und nicht üble Luft haben, die Anstifter zu Verantwortung zu ziehen. Den alten David Schulz, der das Unglück hat, Consistorialrath zu sein, ist man bereits mit der Anfrage angegangen, wie er seine Unterschrift rechtfertigen könne. Das ist so ein kleiner Anfang zu einem Glaubenstribunal. Der „Rheinische Beobachter“ des ehrlichen Herrn Bercht hat dabei das Amt übernommen, mit seiner Nase schnüffelnd umherzugehen und seinen Herren und Meistern die Irrgläubigen zu denunciiren. Eine seiner letzten Num-

mern entheilt einen Aufsatz über die hiesigen religiösen Bestrebungen, dessen Charakter sich ohne injuriöse Worte nicht bezeichnen läßt.

Auch in unsere Studentenwelt ist der Geist der Reform gedrun- gen. Es hat mit Bewilligung des Senats bereits eine Versammlung stattgefunden, in welcher die Abschaffung des Duells zur Sprache kam. Fast einstimmig erklärte man sich dagegen. Vor fünf oder sechs Jahren hätte das noch Niemand wagen können, ohne sich in den Verdacht der Feigheit zu bringen. Man war zwar eben so gut, als jetzt, von der Lächerlichkeit der Duellsitte überzeugt, aber es lag in der Zeit keine günstige Atmosphäre für das Gedeihen einer hiege- gen gerichteten That.

Wissen Sie, was ein selbst mörderischer Beschluß ist? Eine patentirte Erfindung der Berliner Stadtverordneten, ohne Gewissens- bisse und Schamröthe morgen einstimmig zu beschließen, daß der heute einstimmig gefaßte Beschluß nichts gelten soll. Diese Erfindung war bis jetzt das ausschließliche Geheimniß ihrer Urheber; durch, weiß Gott, welche Mittel hat sie sich seit Kurzem in Schlesien eingeschmuggelt. Die Väter unserer Stadt waren eines schönen Tages der schönen Meinung, der König müsse unterthänigst gebeten werden, seine Be- hörden zur Veröffentlichung der Motive der vielbesprochenen Auswei- sung zu veranlassen. In einer nächsten Sitzung beschließen sie, daß sie in der vorhergehenden übereilt beschlossen hätten. Nicht wahr, das ist ein schöner Zeitvertreib!

Wir haben nun auch eine Versammlung protestantischer Freunde gehabt. Fünf bis sechs tausend Menschen im Freien unter schattigen Lindenbäumen, die Tribüne umstehend, von der das lebendige Wort erschallt — das ist für uns Deutsche ein neuer, ungewohnter An- blick. Wenn nur erst die Politik so etwas wagen dürfte! Ueber den Himmel können wir uns streiten; wir dürfen Engel und Teufel ein- und absetzen, dürfen sogar Christum leugnen, aber auf der Erde über die Erde zu sprechen, das duldet die Polizei nicht. Der Pastor Uhlich aus Pömmelte ist ein tüchtiger Volksredner. Er versteht es, sich gleichsam zum Organ der Versammelten zu machen, aus ihnen heraus zu sprechen. Dagegen war das Haupt der protestantischen Freunde in Breslau, der bekannte Senior Krause, durch und durch ein Pfaffe, der zuerst sich zählte und dann seine Zuhörer. Wir kön- nen auf der Hut sein, daß wir nicht wieder dem Einflusse eines libe- ralen Pfaffenthums anheim fallen. Die Herren merken, daß ihr Ansehen beim Volke verschwunden ist. Religiöse Freisinnigkeit wäre das einzige Mittel, dasselbe wieder zu erlangen — und sie scheinen es theilweise benutzen zu wollen.

Der Name Schlüssel war in meinen Mittheilungen lange Zeit stereotyp. Sie können jetzt die Lettern vorerst auseinandernehmen lassen, denn Schlüssel ist frei. Wo ist der Hochverrath und die Auf-

retzung zur Unzufriedenheit, wo sind jetzt all' die Verbrechen, die ihr dem Manne angedichtet? Das Gouvernement hat Schöffel gegenüber eine schwere Verantwortung. Es hat ihm einen Tropfen in den Lebenskelch gemischt, der noch schmecken wird bis an den Rand des Grabes. Man hat mit unzarter Hand in die heiligsten Verhältnisse eines der edelsten Menschen gegriffen — wo ist der Ersatz dafür? Schande und Schmach über die feilen Denunciantenseelen, welche die Veranlassung zu dem Verfahren gegeben! Die Schlesier beten jetzt das Vaterunser etwas länger, denn sie fügen noch die Bitte um Erlösung von allem Uebel per parenthesis bei: „vornehmlich vor einer politischen Criminaluntersuchung.“ Kaum hörte man von der Ankunft Schöffels in seiner Heimath, so vereinigte sich alsbald Alles zu einem würdigen Empfange. Man brachte ihm einen Fackelzug. Schöffel soll sehr angegriffen und bleich aussehen, was bei seiner lebhaften Natur nicht zu verwundern ist. Hoffentlich hat jetzt Herr Stieber seine Mission in Schlessien beendet, gäbe Gott, seine Brauchbarkeit wäre überhaupt zu Ende. Wie ich höre, fühlt er sich Ihnen und mir für die Charakteristik im dreißigsten Hefte Ihrer Grenzboten sehr verpflichtet, denn sie soll Veranlassung gewesen sein, daß man ihm nicht mehr traut.

Ueber unsere Theaterzustände ist kaum etwas zu sagen. Wir sahen viele Gäste theilnahmslos kommen und gehen. Einiges Furor machte Fräulein Marra aus Wien. Der große Schreier Wilhelm Kunst beglückte uns mit einigen Vorstellungen, mißfiel jedoch ungemein. Von Charakterauffassung keine Spur, Alles roh und ungeschlacht, die Kritik hat ihm hier derb den Text gelesen. Die jetzige Direction hat noch immer an der Holteischen Verwirrung zu lösen. Von dem „schlessischen Meister“ sahen wir dieser Tage ein Lustspiel: Tauber und Taube — das beinahe gänzlich durchgefallen ist. Herr v. Holtei hat sich für ein ganzes Jahr in Charlottenbrunn niedergelassen, um seine Memoiren fortzusetzen.

III.

Die blutigen Ereignisse in Leipzig.

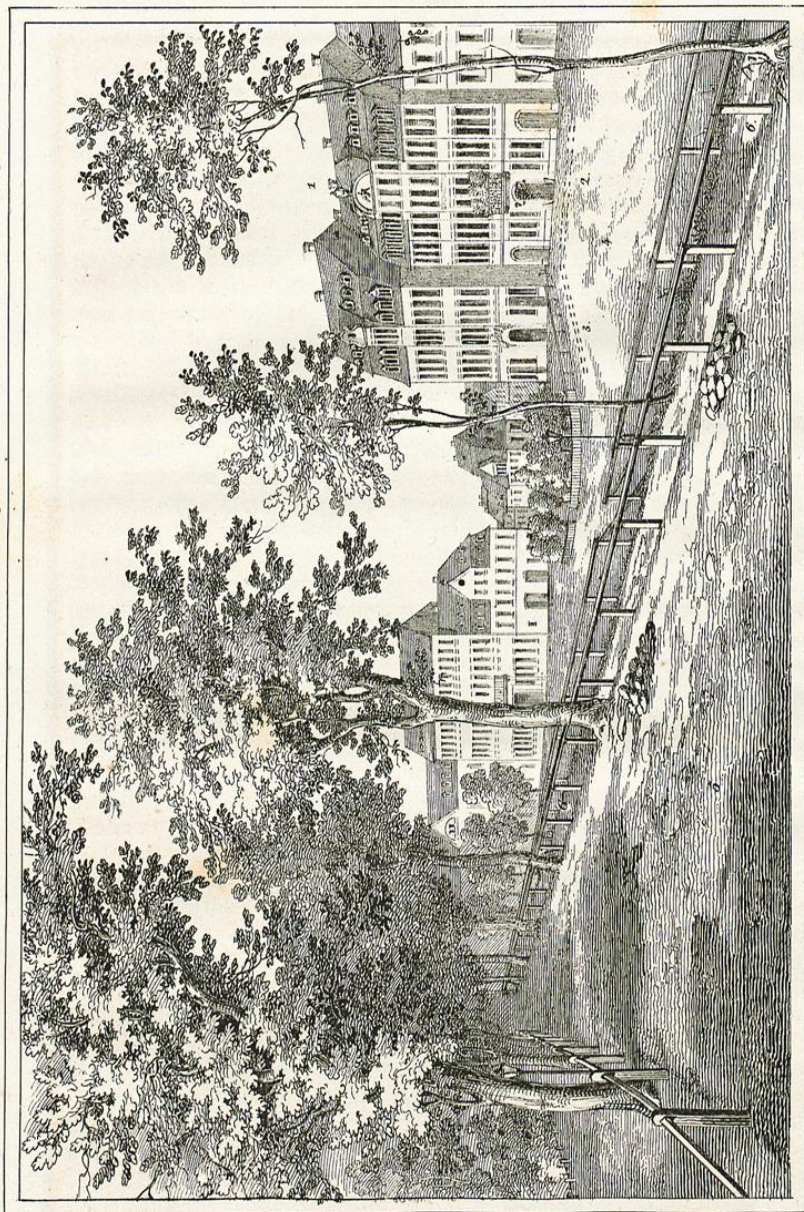
Leipzig, am 13. August.

Wir schreiben diese Zeilen inmitten einer Aufregung, welche in deutschen Städten zu den allerngewöhnlichen Erscheinungen gehört, inmitten einer heißkrüben Gährung der Gemüther, wie sie uns nur in exotischen Zeitungsberichten aus Paris und Lyon, aus Madrid und Barcelona geschildert wird. An unserem Fenster ziehen bewegte Volksgruppen vorüber und sammeln sich zu Hunderten auf Straßen und Plätzen der sonst so ruhigen Stadt, mit ernstern Mienen eilen

die bewaffneten Bürgergarde an ihre Posten, um die äußere Ruhe aufrecht zu erhalten, die doch im Innern ihres Gemüthes ihnen selbst fehlt; ein finsterner Geist liegt auf dem sonst so freundlichen Leipzig, indessen sein Pflaster noch von dem Blute schuldloser Bürger trieft, welche in der eben zu Ende gelaufenen fürchterlichen Nacht einem mörderischen Gewehrfeuer zum Opfer fielen. Dreißig Familien sind plötzlich in Jammer gestürzt. Sieben Todte liegen auf der Bahre und zwanzig Verwundete auf dem Marterbette. — Wir wollen die Ereignisse dieser unglückseligen Nacht in den kurzen und gemäßigten Rahmen zusammendrängen, die Eile und Umstände uns noch gestatten.

Die alljährliche große Revue der Communalgarde fand gestern Statt. Der Prinz Johann, der Chef sämmtlicher sächsischen Communalgarde, traf, wie bisher jedes Jahr, auch diesmal zur Inspection ein. Im Publikum aber ging ein Gerücht, man wolle diese Gelegenheit benutzen, um eine Manifestation zu geben, wie unzufrieden man mit den neuesten Wendungen der religiösen Angelegenheiten sei. Die Revue ging in trefflicher Ordnung zu Ende, nur ein Student, der gezischt hatte, ward verhaftet. Der Prinz zog sich in's Hotel de Prusse zurück, wo er abgestiegen war. Die Lage dieses Gasthofs muß zur Beurtheilung der Ereignisse besonders beachtet werden. Das Hotel befindet sich nämlich gegenüber der Promenade und wird von dieser durch eine breite Tiefebene von ungefähr hundert Schritten getrennt. Um neun Uhr versammelte der große Zapfenstreich eine zahlreiche Menge auf der Promenade. Nachdem er beendigt, ließen sich zahlreiche zischende und pfeifende Stimmen hören. Man rückte bis auf einige zwanzig Schritte vor dem Hotel vor und fing das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu singen an. In den Zwischenpausen ertönten Rufe: Fort mit den Jesuiten! Es lebe Ronge!. Bisher war der Exceß trotz des Lärms sehr friedlicher Natur! Da erhob eine unglückselige Hand einen Stein und warf ihn gegen die Fenster des Hotels, einzelne Leichtsinnige folgten dem strafwürdigen Beispiele, das Gejohle und Geschrei dauerte fort, bis endlich, statt eine Abtheilung der Communalgarde, ein Bataillon Schützen anrückten und den Platz säuberten. Der ganze Volkshaufe war bis innerhalb der Promenade zurückgebrängt und das breite Terrain, welches diese von dem Hotel trennt, blieb frei und war von Militär besetzt. Das Geschrei dauerte zwar fort, aber in weiter Entfernung, Viele machten sich auf den Heimweg und in einer Stunde hätte sich vielleicht Alles verlaufen. Da geschah das Unbegreifliche, Fürchterliche. Ein plötzliches Commando befahl Feuer! Die Schützen rückten vor und schossen unter die prominente Menge!! Keine Aufforderung, keine directe Drohung hatte die zum allergrößten Theile aus Neugierigen, darunter auch Weibern, Kindern bestehenden Masse ahnen lassen, daß zu diesem fürchterlichen, alleräußersten, nur in Momenten

Schauplatz der traurigen Ereignisse zu Leipzig in der Nacht v. 12. Aug. 1845.



St. Brücke u. S.

1. Das Hôtel de Prusse.
2. Schützenbattillon.
3. Communalgarde.
4. Freier grosser Raum.
5. Promenade - Fahrweg.
6. Publicum.

eines Bürgerkriegs oder einer Revolte zu entschuldigende Mittel gegriffen werden könnte. Dies bezeugen Hundert von Zuschauern mit dem heiligsten Eide.*) Kein Anstürmen, keine Beleidigung eines Soldaten hatte dieses unheilvolle Commando nothwendig gemacht. Ja selbst im Falle eines Vordrängens war das in Reih und Glied stehende, mit Bajonetten und Munition versehene Militär dem gänzlich unbewaffneten, ungeordneten, führerlosen Haufen unendlich überlegen. Aber auch von einer solchen Nothwehr konnte nicht die Rede sein. Die Unglücklichen, welche die mörderischen Kugeln trafen, zeigen deutlich, aus welchen unschuldigen Elementen diese Masse bestand. Unter den Todten, die man bis jetzt kennt, sind zwei Postsecretäre, Priem und Jänig, friedliche Beamte vom unbescholtensten Ruf, der greise Polizeidiener (!) Ueland, Nordmann, Privatgelehrter, Freizug, ein Handlungscommis, und Müller, ein Schrifftsetzer. Ein Communalgardist, der eben nach Hause ging, wurde von einer Kugel verwundet; ein Familienvater, ein armer Mann, der aus seinem Hause trat, um sich nach dem Lärm zu erkundigen, stürzte todtgeschossen nieder.

Auf eine fürchterlichere Weise ist niemals Bürgerblut vergossen worden; selbst die Geschichte völlig absoluter Staaten ist arm an solchen Scenen, und um nur auf ein vor Kurzem stattgefundenes Beispiel hinzuweisen, möge man doch die Prager Arbeiteraufstände im vorigen Jahre mit der Scene der gestrigen Nacht vergleichen. In Prag waren es nicht harmlose Bürger, sondern die gefährlichste Hefe des untersten Volkes, gegen welche dies Militär ausrückte. Es waren nicht Neugierige, Spaziergänger, es gab nicht einige oberflächliche Exceffe abzuwenden, sondern es galt, Häuser und Fabriken vor Demolirung und Brand zu schützen. Und doch! mit welcher Mäßigung wurde verfahren. Die Offiziere baten das Volk um Gotteswillen, sich zu entfernen, man suchte zuerst durch Commando zu schrecken, ließ dann scheinbar vor den Augen Aller die Gewehre laden, schob blind und als man endlich nach mehreren Stunden wirklich schießen mußte, geschah es so, daß nur einige Wenige getroffen wurden, trotzdem die Menge des Militärs so wie des Volkes zehnmal größer war, als die vor dem Hotel de Prusse. Und das österreichische Militär steht nicht in so innigem Verhältnisse zu dem Volke, wie das säch-

*) Die Leipziger Zeitung will glauben machen, es habe eine Aufforderung stattgefunden. Von allen Seiten wird dem widersprochen. Beweis genug, daß die Truppen und die Volksmenge zu weit von einander standen, um etwas zu hören. Was zwang aber dann die Truppen zu schießen? In jedem Falle hätten die Offiziere vortreten müssen, um die Menge zu warnen. Gefahr war für die Offiziere nicht da, gesetzt aber, sie wären bedroht gewesen — wo kann der Soldat im Frieden seinen Muth an den Tag legen, wenn nicht bei solcher Gelegenheit? —

fische, es hatte nicht zu fürchten, mit seinen Kugeln einen Bruder, einen Verwandten zu erschießen. Und Oesterreich ist eine absolute Monarchie.

Wir können nicht alle die Umstände hervorheben, welche diese über-eilte Anwendung der äußersten und letzten Gewaltmittel zu einer der unerhörtesten Ereignisse in der Geschichte der neuern Zeit machen. Der Commandant, der das Signal zum Feuern geben ließ, wird für das Blut der gemordeten Bürger, für das Unglück so vieler Familien vor Gott und den Gerichten zu verantworten haben, aber noch weiß man nicht, von wem dies Commando ausgegangen. Einer so großen Blutschuld gegenüber wollen wir noch keinen Namen nennen. Aber die Bürgerschaft, das Land, ja das Militär selbst muß zur Wahrung seiner Bürgerthümlichkeit auf eine genaue Untersuchung dieses verhängnißvollen Befehls bestehen.

Auf rührende und ehrfurchtgebietende Weise hat die Bürgerschaft der Stadt Leipzig in den darauf folgenden schweren Stunden sich betragen. Die Studenten, ihrer Jugend gemäß feuriger als alle Andere fühlend, waren am heftigsten von dem Vorfall electrifirt. Der Ruf „Bursche heraus!“ ertönte, von dem Fechtboden wurden in der Eile die Waffen und Sturmhüte herbeigeht und ein Haufe junger Männer wollte, trotz der unzureichenden Bewaffnung ohne Pulver und Schießgewehr, gegen die Schützen stürmen. Zu gleicher Zeit wurde durch die ganze Stadt der Generalmarsch geschlagen. Es war Mitternacht als die Communalgardisten in zahlreicher Menge aus den Häusern stürzten und sich auf ihren Stationsplätzen versammelten. Das vierte Bataillon setzte sich zuerst in Marsch, der Commandant desselben forderte die versammelten Studenten auf, sich ihm anzuschließen, dies geschah und durch diese Vermittlung wurde weiteres Unglück verhütet. Die Schützen, welche das Petersthor besetzt hielten, räumten den Platz der Communalgarde und der Rest der Nacht verfloß ohne blutige Störung.

Fünf Uhr Abends. Eine Versammlung von 4000 Bürgern hat in einem öffentlichen Saale stattgefunden und eine Deputation an den Magistrat geschickt, das Militär zur Räumung der Stadt und zur Uebergabe derselben an die Communalgarde zu veranlassen. Ersteres war jedoch außer dem Pouvoir des Magistrats und es ist vielmehr ein Cavalleriedetachment angelangt zur Verstärkung der Militärmacht. Doch sollen die Nacht hindurch nur die Communalgarde und Studentenpatrouillen die Straßen durchziehen und für die Sicherheit der Stadt wachen. Eine Deputation der Stadtverordneten ist nach Dresden abgegangen. — Wir eilen, unser Blatt unter die Presse zu bringen und müssen die weiteren Details auf das nächste Heft verschieben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.